

HEINRICH POMPEY · FREIBURG

»Wir sind wie Sterbende, und seht: wir leben«

*Aus der Kraft und Weisheit des Glaubens
in der Erfahrung von Leid und Not nicht zerbrechen*

Angesichts der heutigen Welt des Leidens und der Not stellen sich PflegerInnen z. B. in einem christlichen Krankenhaus oder Altenheim wie ebenso MitarbeiterInnen eines gemeindlichen caritativen Helferkreises die Frage, ist eine heilende und helfende Wirkung des christlichen Lebenswissens und Lebensglaubens bei der Betreuung eines Kranken und der Begleitung eines seelisch wie zwischenmenschlich Leidenden erfahrbar? Was hilft es einem Kranken, einem Notleidenden, daß er ein Glaubender ist? Mit Hilfe einiger Christo-Logika soll thesehaft eine Antwort auf die Frage nach der »Wirk«-lichkeit von Glaube und Liebe versucht werden.

1. Eine Lebensbeziehung

Die eigentliche Botschaft des Neuen Testaments ist nicht eine Theorie über Not, Kranksein, Leiden und In-Konflikt-Sein, sondern die Vermittlung eines *Lebensmodelles* – wie es Jesus, der der Weg, die Lebenswahrheit und das Leben selbst sein will (Joh 14,6), ist – und die Vermittlung einer *Lebensbeziehung* zu ihm.¹ Wir glauben nicht an eine Lehre, sondern an Jesus Christus und stehen in seiner Nachfolge.

Aus der Sicht der Verhaltenspsychologie hält das christliche Lebenswissen ein Identifikationsmodell bereit, im Sinne des Imitations-Lernens – theologisch unter dem gleichen Begriff als *Imitatio Christi* bekannt.² Wer als Betroffener oder Helfer Leiden bewältigen muß, kann sich mit dem Leben, Leid, Kreuz und Tod Jesu auseinandersetzen, um sensibel zu werden für seine Wahrheit und Weisheit, wie empfänglich für seine Kraft. Tod und Auferstehung offenbaren nicht nur Jesu Erlösungswerk,

HEINRICH POMPEY, 1936 in Rheine/Westfalen geboren, Studium der Philosophie, Theologie und Psychologie in Münster und Würzburg. Er lehrt heute als Ordinarius Caritaswissenschaft und Christliche Sozialarbeit an der Universität Freiburg.

sondern verdeutlichen, wie der Mensch aus Jesu Weisheit und Kraft Befreiung erfahren kann. »Durch die barmherzige Liebe³ unseres Gottes wird uns besuchen das aufstrahlende Licht aus der Höhe, um allen zu leuchten, die in Finsternis sitzen und im Schatten des Todes, und unsere Schritte zu lenken auf dem Weg des Friedens« (Lk 1,78 f.).

An Jesu Lebensvorbild gilt es zu erkennen, wie ein Überstieg aus Beziehungstod und Lebensnot zu neuen Lebensmöglichkeiten *trotz allem* gelingen kann, wie in den verschiedensten psycho-physischen und geistig-sozialen Leidenssituationen ein »Wieder-auf-erstehen« zu neuen Lebensformen, ein Übersteigen (d.h. Trans-zendieren) einer leidvollen Situation möglich ist. Doch diese Lebenschance setzt eine lebendige Beziehung zu dem Lebensmodell, also zu Jesus selbst, voraus. Das bedeutet, daß der helfende Glaube von einem Menschen im Leben entdeckt, erprobt, erfahren, eingeübt, also nicht nur als Information rational zur Kenntnis genommen wurde, sondern als eine Beziehung zu Jesus Christus entfaltet ist. Wie die empirische Religionspsychologie belegt, läßt sich für die christliche Glaubenspraxis feststellen, daß nur eine intrinsische Religiosität Lebenszufriedenheit bewirken kann.⁴

2. Am Leid nicht zerbrechen

Bei einer schweren Krankheit, einer sozialen wie psychischen Notlage erlebt sich der ganze Mensch in einer Krise.⁵ Plötzlich ist das bisherige Lebensmilieu, das psycho-soziale Gleichgewicht zerstört. Leistungsfähigkeit und Selbstwertgefühl sind zutiefst erschüttert, die Identität der Person ist radikal angeschlagen, ein »Nicht-mehr-Können« überkommt sie: »Ich schaff's nicht mehr«; »Ich habe keine Kraft mehr«; »Ich sehe keinen Ausweg mehr«.

Wenn Menschen in dieser schweren, ausgeweglosen Lebenslage zu neuen Lebensmöglichkeiten »wieder-auferstehen« und nicht an solchen Lebenserfahrungen zerbrechen, ihr Leben begraben und im Tod verharren wollen, ist diese Lebensgrenzsituation⁶ zu überschreiten bzw. zu überspringen (d.h. trans-zendieren). Welche Lebens-vor-Gaben Jesu können als Hilfe von Leidbetroffenen wie von den caritativen und pastoralen HelferInnen dazu entdeckt werden?

3. Auferstehung als wirkmächtige Gegenwart

Der glaubensensible Christ erfährt in seinem Kranksein, in seinen Konflikten und Leiden nicht nur Christus den Gekreuzigten, sondern kann

zudem glauben und dadurch erfahren, daß Jesus Christus auch als der Auferstandene im eigenen Lebensschicksal und in dem der anderen »wirk«mächtig gegenwärtig ist. »Ich bin mit Christus gekreuzigt worden; nicht mehr ich lebe, sondern Christus lebt in mir« (Gal 2,19b–20a) oder »Das Wort ist glaubwürdig: Wenn wir mit Christus gestorben sind, werden wir auch mit ihm leben« (2 Tim 2,11).⁷

Wenn wir mit Paulus sagen können, Christus lebt in uns, dann lebt er nicht nur als der Gekreuzigte in uns, sondern auch als der zum Leben Wieder-Auferstandene. Der Leidende kann glauben, daß Christus, der Auferstandene, auch in ihm lebt und er selbst – obwohl er an seinem Leidenskreuz festgenagelt ist – auch als Leidender bereits hier und heute wieder neue Lebensmöglichkeiten finden wird.

4. Das Leid ertragen

Dieser Glaube an die Auferstehung neuer Lebensmöglichkeiten schenkt dem Leidenden und dem Begleiter Kraft, wenn es gilt, wie Jesus Christus *hinabzusteigen in das Reich des Todes*⁸ und darin für eine Zeit auszuharren. Dies sind jene Lebenssituationen, »wo die Hölle los ist«, wo nichts mehr geht, wo Menschen nur noch einander hassen, wo kein Leben mehr möglich ist, wo weder der Patient noch der/die HelferIn glauben kann, daß es ein Entrinnen gibt. Lebenskraft, Lebensmut, Lebensgewißheit, Lebensideen lösen sich auf. Resignativ, depressiv wird sich in solchen Situationen dem Schicksal überlassen oder aggressiv eine Selbst-Tötung herbeigewünscht.

Der körperlich Leidende oder der in unausweichlichen Konflikten Lebende wird wie ebenso der/die HelferIn die Ohn-Macht solcher Situationen radikal verspüren. Leidender und Helfer erfahren, wie ihnen *Hände und Füße* gebunden bzw. wie sie *an ein Leidenskreuz angenagelt* sind, d.h. daß sie weder »handeln« noch fortlaufen, weder Hände noch Füße bewegen können. Ohnmächtig sind sie ihrem Schicksal und Leid ausgeliefert. Schwestern, Pfleger wie Angehörige und Freunde fühlen sich bei schweren Lebens- und Krankheitsschicksalen mit dem Leidenden mitgekruzigt (s. o. Gal 2,19b–20a).

Eine Situation kann so unausweichlich sein, daß rein innerweltlich kein Hoffen auf ein Weiterleben bzw. auf ein Wieder-auferstehen zu neuen Lebensmöglichkeiten mehr möglich ist. Alle Lebensenergie wie jede Lebensphantasie brechen zusammen, wenn sie nicht auf etwas bauen können, das nicht ausschließlich auf eigene Lebenserfahrungen und Leistung zurückgeht. Für den leidenden Christen und die christlichen Helfer ist dies die Lebensenergie, die in der vorausgegangenen Tat Jesu

gründet, daß derjenige, der mit ihm gekreuzigt wurde, auch mit ihm wiederaufersteht zu neuen Lebensmöglichkeiten. Im Kreuz verbindet sich die *caritas Dei* (die Senkrechte) mit der *passio hominis* (der Waage-rechten) zur *passio Dei*.

Bei der Kreuzigung und im Reich des Todes ist die Überlebens-Botschaft wichtig, die Jesus dem Petrus zugesprochen hat – der bekanntlich das Symbol des felsenfesten Glaubens ist –, daß die Pforten der Hölle den Glaubenden nicht überwältigen werden (Mt 16,18).

5. *Liebend bejahen, glauben an das Gutsein, hoffen auf Zukunft*

Im Glauben an sein Angenommensein – d. h. trotz Annagelung und Leid getragen zu sein durch Gott – wurde Jesus in seiner Identität, im inneren Kern seiner Person beim Durchleiden seiner Lebensaufgabe nicht zerstört. Durch dieses Angenommensein vom Vater kann er an das Gutsein, an die Sinnhaftigkeit seines eigenen Lebensweges, sei es im Blick auf die aktuelle Lebensgeschichte wie über den Tod hinaus, *glauben*. Er zerbricht an seinem Leidensschicksal nicht.

Wegen des von Gott geschenkten und getragenen eigenen Gut-Seins (Gott-Seins, d. h. Gott geprägt zu sein) kann Jesus trotz Schmerz und Ausweglosigkeit »wider alle Hoffnung« (Röm 4,18) *hoffen*, daß ihm eine lebensvolle Zukunft beschieden ist, die auf ihn zukommt. Es läßt ihn hoffen, daß mit dem Kreuz nicht alles aus und gescheitert ist. Seine Zukunft wird nicht vernichtet, auch wenn er sie selbst in der Situation des Kreuzes nicht mehr erkennen kann.

In seiner seelischen Verzweiflung, seinem körperlichen Leid und dem sozialen Sterben seiner aktuellen Lebensbeziehungen unter dem Kreuz (Joh 19,25–27), die unausweichlich sind, weiß er sich von Gott getragen und angenommen. So schaffte er es, nicht nur realistisch sein Kreuz zu tragen und zu erleiden und sich mit dieser Lebensaufgabe vertraut zu machen, sondern diese behutsam, *liebevoll* bejahend *anzunehmen* und sich so mit seinem Kreuz und seinem Lebensweg zu versöhnen, was nicht bedeutet, diesen in falscher Heroik oder Aszetik zu bejubeln.

Diese »Wirk«-lichkeit ereignet sich in jeder leidbeladenen Lebensbewältigung, sei es bewußt oder unbewußt, oder sei es stellvertretend durch eine/n HelferIn gelebt. Das Ereignis Jesu begründet, daß ein Mensch in seiner Kreuzigung seine Selbstachtung und Selbstliebe nicht verlieren muß und daß die christlichen HelferInnen der Person und Würde des Leidenden – auch wenn es dieser nicht bewußt wahrnimmt – Achtung entgegenbringen können. Durch liebevolle Achtung und Annahme bricht ein Mensch unter seinem Kreuz nicht in sich, in seinem

Personsein zusammen. Er kann trotz Leid und Kreuz sein Leben sinn- und beziehungserfüllt leben. Der Glaube an sein Wieder-Auferstehen zum Leben wird ihm – motivationspsychologisch – zur *Pro-motio*. Die Hoffnung, daß das Reich Gottes, d. h. das Leben in Fülle, das Gelingen aller Lebensbeziehungen, auf ihn zukommt und bereits jetzt für ihn anbricht, wird ihm – motivationspsychologisch – zur *At-tractio*. Die Basis bildet die liebende Annahme des leidenden Menschen durch Gott, d. h. die alles grundlegende *Ac-ceptatio caritatis Dei*.

SozialarbeiterInnen, SeelsorgerInnen, die sagen: »Den kannst du vergessen, in dem steckt nichts mehr (keine gute Lebensmöglichkeit)«, »vor dem kann man sich nur schütteln«, »dem kann man nicht mehr helfen«, »was soll das noch«, können nicht glauben, daß auch dieser Leidende von Gott getragen und von Gott geprägt ist, können nicht hoffen, daß auch diesem Leidenden eine von Gott erfüllte Zukunft, die bereits jetzt beginnt, beschieden ist, und können nicht liebevoll den vom Schicksal oder durch eigene Schuld Verunstalteten und Gezeichneten annehmen, weil sie nicht entdecken können, daß auch dieser Leidende das Antlitz Jesu trägt. Jeder Leidende ist nach dem Bilde Gottes von Gott geschaffen und von Gott – trotz eigener Schuld – durch die Tat Jesu in Gnade angenommen und gehalten.

Im Wissen darum, daß Gott gerade die Leidenden, die Armen, Kranken und Schwachen besonders liebevoll angenommen hat, können HelferInnen gegen Hölle und intravitale⁹ Tod einen Akt des Lebens-Urvertrauens – als Glaube, Hoffnung und Liebe realisiert – setzen. Es gilt, einem Menschen zu helfen, sein Kreuz zu tragen und wieder zu neuen lebensvollen Möglichkeiten zurückzufinden, d. h. aufzuerstehen.¹⁰

Es ist entscheidend für einen Menschen, der an ein Leid gekreuzigt ist und mit vollem Bewußtsein dieses Schicksal durchleidet, daß sich ihm die drei grundlegenden Optionen: Glaube, Hoffnung und Liebe als Lebenskraft erschließen. Das gleiche gilt für den Begleiter, und zwar umso mehr, wenn ein Leidender sein Schicksal wegen Demenz oder Bewußtlosigkeit selbst nicht mehr bewußt erleben kann.

6. Leidsituationen

Betrachten wir zwei Lebenssituationen totkranker Menschen:

Ein 30 bis 35-jähriger kann nicht mehr stehen und nicht mehr essen. Er war stark drogen- und alkoholabhängig, sechs Jahre im Gefängnis; er ist verheiratet mit einer Alkoholikerin, hat zwei Kinder. Er sagt zu seiner Seelsorgerin: »Das kann ja auch nicht anders sein, das habe ich mir selbst eingebrockt, da kann Gott auch nichts machen, das muß ich selbst auslöffeln.«

Eine 83-jährige Frau, alleinstehend und im Altenheim lebend, geht bewußt auf ihren Tod zu. Sie leidet an einem Tumor in der Speiseröhre und kann nichts mehr essen. Sie spricht offen über ihr Lebensende, ist voller Hoffnung; sie äußert kein Stöhnen und kein Hadern, ist ausgeglichen und gern bereit, hinfalligen Kranken der Pflegestation beizustehen. Viele Heimmitbewohner und -bewohnerinnen besuchen sie gern und erfahren durch sie Ermutigung. Sie spricht mit ihrem Seelsorger: »Wie gern habe ich früher an der Messe teilgenommen! Schade, daß ich wegen meiner Speiseröhre keine Kommunion mehr empfangen kann.«

Im 1. Fall ist der Glaube an das eigene Gut-Sein zusammengebrochen, infolge schicksalhaft oder selbstverfehlter guter Lebensmöglichkeiten. Dasselbe gilt für das Hoffen auf eine lebenswerte Gegenwart und Zukunft wie ebenso für die liebende Selbstannahme. Unversöhnt, resignativ ist das Verhältnis des Mannes zum eigenen Leben. Das Lebens-Urvertrauen, d. h. sein Glauben, Hoffen und Lieben, ist geschwunden. Er kann sein Leben nicht mehr erfüllt erleben.

Im 2. Fall glaubt die Patientin an das eigene Gut-Sein trotz ihrer Krankheit und kann darum zu anderen gut-sein. Sie hofft auf gelingende – wenn auch kleine – täglich neue Lebenserfahrungen für sich und andere; nicht zuletzt deshalb, weil sie sich selbst lieben und ihre Krankheit annehmen kann, was sich darin ausdrückt, daß es ihr möglich ist, über Krankheit zu sprechen. So ist sie versöhnt mit der bereits physisch gebrochenen Lebensexistenz. Trotz Krankheit ist sie voll Leben und geht Belebendes von ihr aus. Sie ist wieder-auferstanden zu neuem Leben, in den Grenzen ihrer Lebensmöglichkeiten. Sie lebt trotz Leid und irreversibler schwerer Krankheit einen erfüllten Lebensabend.

7. Der treue und nahe Gott

Im Blick auf die helfenden Seelsorger, Schwestern oder Pfleger einer Klinik, eines Altenheims oder einer Sozialstation heißt das Vertrauen auf die Sinnhaftigkeit jedes Lebens, daß sie in diesem Lebens-Urvertrauen (i. S. von Glauben, Hoffen und liebendem Annehmen) den Mühseligen und Beladenen in Treue und Nähe beistehen. Gott hat in Jesus Christus seinen Glauben an unser Gutsein trotz allem, seine Hoffnung auf ein gelingendes Leben für uns und seine Liebe zu uns mit seinem eigenen Leben bezeugt, bis zum Tode am Kreuz, d. h. er hat sein *Nabe-sein* und *Treu-sein* und damit seinen Lebensbund mit uns unter Beweis gestellt.¹¹ Helfendes Dasein in Nähe und Treue entspricht nach dem Vorbild seines Sohnes Jesus Christus der befreienden und erlösenden Botschaft Gottes. Gott hat sich Mose als der nahe und treue Helfer offenbart (nichts an-

deres heißt Jahwe) und sich in Jesus Christus als der wahrhaft Nahe und Treue erwiesen (das bedeutet Jesus).

8. Göttliche Gnade

Bei der Bewältigung von Krankheit, Not, Leid und Konflikten wird es den Menschen nicht anders gehen, als es dem Gott-Menschen Jesus Christus im Garten von Getsemani erging. Kein Mensch kann allein sein Leben ertragen, auch nicht der Gottessohn Jesus. Er bat seine besten Freunde um Beistand. Er wollte nicht, daß sie große Worte machten, sondern mit ihm sprachlos ausharrten; denn geteiltes Leid ist gemildertes Leid. Doch sie schafften es nicht. Viele Kranke und Notleidende machen bis auf den heutigen Tag immer wieder diese Erfahrung.

Verzweiflung, Enttäuschung, Verlassenheit sind zu durchleben, bis es gelingt, im Urvertrauen auf das Leben auch die letzte Wegstrecke zurückzulegen. Wie im Garten von Getsemani wird jeder selbst allein den Akt des Lebens-Urvertrauens in Form von Hoffen, Glauben und Lieben vollziehen müssen. Die besten Freunde sind oft fern, erschöpft und halten den Streß nicht durch. Das Bild, daß Christus von einem himmlischen Boten gestärkt wird, macht darüber hinaus deutlich, daß dieser *Urvertrauensakt* – auf ein gelingendes Leben trotz allem – *nicht allein auf eigene Leistung bauen kann*, sondern *durch die Gnade Gottes*, d. h. durch ein Geschenk Gottes (*gratia gratis data*) ermöglicht wird. Das freie Schenken der helfenden Gnade setzt das freie Wollen des Leidenden voraus. Gegen seinen Willen kann niemandem geholfen werden. Darum fragt Jesus immer wieder: »Was willst du, was ich dir tun soll?« (Mk 10,5 1par).

9. Be-Geisterung

Durch Synergie von Gott und Mensch, d. h. Verbindung aller Lebenskräfte, kann die dunkle Lebenswelt der tagtäglichen Höllen wie aber auch des Tales des intravitalen wie des vitalen Todes durchschritten werden. Das ereignet sich, wenn der heilende Geist des Glaubens, Hoffens und Liebens, der der Geist Gottes ist, *der Heilige Geist*, der – wie sich zeigt – vom Vater und vom Sohn als Lebensspiritualität ausgeht, der der Spender des Lebens ist, der Lebenskraft wie Kreativität (Dynamis, Phantasie und Kreativität sind Charakteristika des Hl. Geistes) schenkt und der den rechten Weg erkennen läßt, den Leidenden und die Helfer¹² erfaßt. Der Heilige Geist, der Vater der Armen und Kranken, spendet Trost, schenkt Kühlung usw., wie es die Gaben des Heiligen Geistes beschreiben.

In dieser »Be-Geisterung« kann ein Mensch auch den letzten Sprung wagen, der ihn in die Hände Gottes, d. h. in das Gut-Sein des Lebens fallen läßt: Wie Christus kann ein solcher Mensch sagen: »In deine Hände empfehle ich meinen Geist« (Lk 23,46).

Dynamis und Phantasie, Kraft und Weisheit, Energie und Idee/Logik sind zwei Grundbedingungen des gelingenden Lebens. Es gibt Menschen, die haben gute Ideen, aber keinen Lebensschwung. Es gibt andere, die haben unbändige Lebensenergie, aber keine sinnvolle Lebensidee. Beides ist »not-wendig«. Im Neuen Testament werden sie immer wieder als Grundbedingungen des Lebens beschrieben, die von Gott geschenkt werden und ebenfalls eine »Wirk«-lichkeit des Hl. Geistes darstellen. Besonders deutlich macht Paulus, daß »für die Berufenen, Juden wie Griechen, Christus Gottes Kraft und Gottes Weisheit« ist (1 Kor 1,24). »Denn das Törichte an Gott ist weiser als die Menschen, und das Schwache an Gott ist stärker als die Menschen. Seht doch auf eure Berufung, Brüder!« (1 Kor 1,25 f.). Diese Stelle macht deutlich, wie dem gläubigen Menschen mit der Kraft Gottes und aus der Weisheit Gottes, also aus seiner Dynamis und Weisheit, das Leben in der Nachfolge Jesu gelingen und das unausweichliche Kreuz getragen werden kann. »Wer nicht sein Kreuz trägt und mir nachfolgt, der kann nicht mein Jünger sein« (Lk 14,27).¹³

10. Loslassen und weitergehen

Ein großes Problem stellt für viele Menschen die fehlende Leidensfähigkeit dar, d. h. ein fehlendes Aushalten- und Annehmenkönnen. Es ist aber »not-wendig«, den immer auch mitgegebenen un-heilbaren, un-überwindbaren Leidens-, Krankheits- und Not-Rest als HelferIn wie als Leidender realistisch miteinzuplanen. Nur gegen Leidensrealitäten anzurennen und die verbliebene gute Lebensenergie für das retro-spektive Nein zu verschwenden, hilft nicht weiter. Lebensenergie und -phantasie werden pro-spektiv gebraucht, um erträgliche Lösungen für ein vorläufiges oder unausweichliches Stehenlassen unabänderlicher Tatsachen zu finden und um dem Suchen von Lebensalternativen wieder freien kreativen Lauf zu lassen.

Im Zurückschauen zu verharren, bringt keine Befreiung: »Keiner, der die Hand an den Pflug legt und ständig zurückschaut, taugt für das Reich Gottes« (Lk 9,62), d. h. für das volle Gelingen von Lebensbezügen, für ein erfülltes Leben. Die Frau des Lot macht dieses Problem anschaulich. Wer rückwärts gewandt bleibt, erstarrt. Wir können nach vorne blicken, weil wir immer – ganz gleich was passiert, so glauben wir, eine erfüllte Zukunft haben.

11. Gottes Willen akzeptieren

Nach dem Vorbild Jesu gehört zur Überwindung von Leid und Tod zentral dazu, den *Willen Gottes* in Lebens- und Leidenssituationen zu *erkennen* und die damit verbundene Botschaft anzunehmen, wie das Ringen Jesu im Garten Getsemani zeigt. Mit Hilfe des Glaubens, Hoffens und Liebens – den basalen Elementen des christlich geprägten Lebens-Urvertrauens – kann es gelingen, den Weg zu erkennen und zu akzeptieren, der unumgänglich in bestimmten Lebenssituationen oder auch am Ende des Lebens gegangen werden muß, d. h. christlich den Willen Gottes erkennen und vollziehen. »Dein Wille geschehe« beten Christen im »Vaterunser«.

12. Leid als Sühne für andere ertragen

Mit den Augen Gottes und im Licht des Lebens Jesu betrachtet kann eine lange Leidensphase oder auch ein irreversibler, unerlösbare Leidensrest noch *eine andere Botschaft* enthalten: z. B. nach dem Maße Jesu das Leid *stellvertretend* für andere *als Sühne* zu ertragen. Diese Botschaft wird heute nur von wenigen Gläubigen entdeckt. Unbestritten wäre es peinlich, verletzend, befremdlich, wenn diese Christo-Logik des Lebens, der Not und des Krankseins einem Leidenden von außen zugesprochen würde, auch wenn diese Botschaft für einen Leidenden möglicherweise stimmt. Wie bei Christus in Getsemani wird die Akzeptanz einer solchen Botschaft ein schweres und langes Ringen erfordern.

Selten wird die Erkenntnis dieser Botschaft so rasch verlaufen, wie im nachfolgenden *Beispiel*: Eine Patientin – kurz vor dem Selbstmord – sieht beim Abzählen der Tabletten zufällig ein Buch mit einer Abhandlung von Romy Schneider. Die Patientin hatte schon öfter für Romy Schneider gebetet, weil sie über deren Lebensstil sehr erschüttert war. In diesem Augenblick spricht es für die Klientin aus dem Buch: »Ich kann nicht mehr für mich beten. Wer soll dann für mich beten?« Die Klientin läßt von ihrem Vorhaben ab und verspürt eine neue Durchhaltekraft.

13. Unabänderliches annehmen lernen

Im Sinne des christlichen Realismus darf nicht vergessen werden, daß in jeder Lebensexistenz auch *ein unerlöster Rest zurückbleibt* und eine radikale Auslöschung der Not in dieser Welt nicht möglich ist, obschon die Menschen aufgerufen sind, aktiv an der Überwindung von Krankheit, psychischem Leid und sozialer Not mitzuwirken.

In der Aussichtslosigkeit von Krankheit, Leid und Not ist die Liebe Gottes in unbegrenztem Maße durch Freundlichkeit und Herzlichkeit heilend gegenwärtig zu setzen. Dabei kann den KrankenpflegerInnen und mittragenden Angehörigen helfen, vom Optimismus Jesu getragen zu sein, daß bereits hier und jetzt – zumindest anfanghaft – das Leben trotz allem gelingen kann und das Reich Gottes, ein Reich des Friedens, der Gerechtigkeit und des Lebens in Fülle auch in dieser Not nahe ist. »Wo die Not am größten, ist Gottes Hilfe am nächsten«, sagt ein altes Sprichwort. Eine solche Hilfe gibt Zeugnis von der eigenen Hoffnung, von einer ansteckenden Hoffnung, die sich von einer Befreiung aus Not im Hier und Jetzt bis zur Hoffnung auf das endzeitliche Lebensglück spannt (Röm 8,18–25), von der Hoffnung wider alle Hoffnung (Röm 4,18).

14. *Hoffnung wider alle Hoffnung*

Wie schwer das Entdecken der Lebensbotschaft wie das Stehen zu unerlösbaren Leidens-realitäten sein kann und in den Leidensalltag zu übersetzen ist, soll ein verhängnisvoller Autounfall verdeutlichen:

Stefan, 19 Jahre alt, war zwei Tage vor seinem 20. Geburtstag mit seinem Fiat Ritmo unterwegs zu seiner Freundin. Er wollte mit ihr zu einer Bootsausstellung. An der Abzweigung passierte es. Stefan bog nach links ab, ein entgegenkommender Mercedes war zu schnell ... Wochenlang lag Stefan im Koma. Er überlebte. Als er aufwachte, wußte er nichts mehr. Er fühlte sich wohl und begriff nicht, daß er durch die Kopfverletzungen gelähmt worden war. Als Schüler hatte er daheim im elterlichen Betrieb mitgeholfen. Er hatte Querflöte, Trompete und Jagdhorn gespielt. »Noch kurz vor dem Unfall haben die Jagdhörner so eine schöne Messe gespielt.« »Eine Messe?« fragt der Reporter. »Ist Stefan denn gläubig, hilft ihm das?« »Nein« sagt Stefan, »nicht mehr gläubig seit dem Unfall.« »Sie denken, Gott sollte so etwas nicht zulassen?« »Ja, durch den Unfall habe ich alles verloren, auch den Tambourchor und die anderen Vereine.« »Was ist mit der Freundin?« »Sie kommt noch ab und zu, aber das Ab und Zu ist sehr selten geworden.« Stefan zittert, beruhigend legt der Vater die Hände auf seine Beine. Die Ärzte im Universitätsklinikum haben ihm unbewußt geholfen ...: »Sie haben nämlich mal erklärt, daß es kaum zu verstehen ist, daß ich den Unfall überhaupt überlebt habe, von meinem guten geistigen Zustand ganz zu schweigen.« »So fiel es mir leichter, die Situation zu überwinden.« Zu seinen intakten geistigen Fähigkeiten kam, daß er normal hören kann. Nach seinen Verletzungen mußte er eigentlich taub sein, sagten die Ärzte. Daran klammert sich Stefan, an das, was ihm geblieben ist. »Mein Ziel ist es, eines Tages selbst

ständig zu sein und mit einer Partnerin zu leben, die trotz meiner Behinderungen ein Leben mit mir nicht abschreckt.«¹⁴

Der junge Mann – vor dem Unfall voll von natürlichem Lebensoptimismus, mit einem tiefen Vertrauen ins Leben und einer Überzeugung des Gut-seins seines Lebens und seiner Zukunftsperspektiven – erfährt die fast totale Vernichtung des physischen und sozialen Lebens. Wie soll und wie kann er noch an das Gut-sein seines Lebens glauben, an eine gelingende Beziehung zu sich selbst (seinem leiblichen, gefühlsmäßigen und geistigen Leben), zu den Nächsten und zur Natur und damit an den Gott des Lebens? – Alle Möglichkeiten sind fast restlos zerstört. Warum überhaupt traf dieses Leid und diese Not ihn? Die Freundin kann sein Schicksal nur recht schwer akzeptieren, glaubt nicht mehr an gute Lebensmöglichkeiten mit ihm und hat die Zukunft mit ihm fast aufgegeben. Sie zieht sich zurück. Lediglich seine Eltern bleiben ihm nahe und treu, lieben ihn weiterhin, glauben an sein Leben und hoffen mit ihm. Die trotz allem noch vorhandene Hörfähigkeit bildet die Basis für ein Leben trotz allem. Das Überleben selbst mit dieser Rest-Qualität, diesem Rest-gut-sein wird von den Ärzten und damit auch von ihm selbst als unvorstellbar bestaunt. Dies bereitet den Boden für ein Wiederaufstehen zu neuem Leben trotz allem, d. h. für ihn: eine gelingende berufliche Welt und die Beziehung zu einem Menschen. Auch wenn diese fundamentalen »Wirk«-lichkeiten nicht bewußt reflektiert und auch nicht religiös gedeutet werden, stellen sie trotz ihres großen unheilbaren Restes die Grundlage für die Überwindung der Krankheit dar. Möglicherweise könnte die Rückfindung zur religiösen Deutung des Lebens eine wichtige Lebensbotschaft sein. Für die Eltern ist die Botschaft klar: Es ist das Ja zum Leben ihres Kindes. Die zweifelnden Ärzte wurden im Laufe der Rehabilitation des Patienten zuversichtlicher und hoffnungsfroher. Ob der Jagdhornclub die an ihn gerichtete Botschaft angesichts dieses Unfalls verstanden hat, steht aus. Gleiches gilt für die Gemeinde, wo er kurz zuvor die Messe mitgestaltet hatte. Die Freundin kann die Botschaft nicht gut hören: Die Botschaft zur eigenen Metanoia (= Umkehr) und Hilfe. Gelingende Hilfe ist nur möglich, wenn alle Personen des Lebensraumes sich sozial-moralisch verändern, d. h. sich sozial-moralisch überschreiten (trans-zendieren). Dann wird trotz der gegebenen Grenzen ein optimales Wieder(auf)erstehen von Lebensbeziehungen für den jungen Mann möglich sein.

15. Die Stunde des Heils, der Befreiung ist ungewiß

Wie lange der Weg des Leidens und des Suchens dauert, weiß niemand. Wann die Stunde des Heiles ist, weiß nur Gott allein. Vierzig Jahre kann

der Weg durch die Lebenswüsten gehen, mit unendlich vielen Umwegen. Es bleibt offen, warum Gott sein Volk den Weg ins Land des Lebens nicht direkt gehen ließ. Es kann zudem sein, daß der Helfer – wie Moses – nicht erlebt, daß ein Mensch das Land des Lebens erreicht. Dies alles geschieht in einem *Prozeß* und bedarf manchmal eines langen Weges. Dabei ist der Weg durch *zwei* Großphasen bzw. *Wegstrecken* charakterisiert: 1. Die Phase der Reinigung und des Aussprechens, *Katharsisphase* genannt und 2. die Phase des beginnenden neuen Denkens, des Gewinnens neuer Einsichten sowie des Erprobens neuer Handlungsmöglichkeiten, die *Metanoiaphase* in der christlichen Lebenswissensüberlieferung heißt. Durch das Heraussprechen der Bedrückungen, der Mühsalen, der Belastungen und Leiden (Katharsisphase) soll sich der Mensch psychisch entlasten und befreien. Dabei ist die Unterstützung durch Mitmenschen sehr hilfreich, die i. S. der Praxis des Exorzismus *das Böse beim Namen nennen* und zur Heraussprache verhelfen und die ebenfalls i. S. der biblisch-christlichen Lebenshilfe, wie es z. B. die Psalmen zeigen, *das Klagen unterstützen* und nicht unterdrücken. In der Metanoiaphase gilt es, die Botschaft einer Krankheit, eines Lebenskonfliktes zu entdecken, zu verstehen und sich entsprechend der erkannten eigenen Gesamtlogik des Lebens, der Oiko-Logik, zu verhalten. Dies heißt in der christlichen Sprache, den Willen Gottes im Blickpunkt auf unser Leben zu erkennen und zu vollziehen. Licht, Erleuchtung und Erkennen im biblischen wie existentialistisch-philosophischen Sinne, d. h. ganzheitlich, gilt es subsidiär, diakonisch einem Leidenden zu ermöglichen, damit er seinen Weg zum gelingenden Leben findet, d. h. wieder-aufersteht zu neuen Lebensmöglichkeiten.

Für ein solches Geschehen liefern die *Wachstumsgleichnisse* der Bibel wichtige Hinweise und Eckdaten. So ist nach dem Gleichnis vom Sämann (Mk 4,1–9) zunächst der Boden für den Samen der christlichen Lebensbotschaft zu bereiten. Steine und Dornen der Lebensgeschichte gilt es auszureißen, der festgetretene Boden der persönlichen Glaubensgeschichte ist umzugraben. Das Gleichnis vom Wachsen der Saat (Mk 4,26–29) macht deutlich, daß die erforderlichen Wachstumskräfte und -möglichkeiten im Leben bereits von Gott vorgegeben sind. Die begleitende Schwester hat sich lediglich als *Curatus*, d. h. als Pflegerin, zu verstehen, wie bereits der alte medizinische Satz zum Ausdruck bringt: »*Medicus curat, natura sanat*«, der Arzt unterstützt, die Natur heilt. Das Gleichnis vom Unkraut unter dem Weizen (Mt 13,24–30) macht deutlich, daß bei jeder Hilfe und bei jedem Bemühen das Leid zu überwinden, den Lebensweg zu finden und zu gehen immer wieder mit Störungen von Außen zu rechnen ist. Doch die Glaubenden dürfen gewiß sein, daß das Gute nicht untergeht, sondern am Ende sich behaupten wird. Das Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg (Mt 20,1–16) weist darauf

hin, daß die Helfer/innen oft das Gefühl der ungerechten Belohnung haben, sei es, daß die Pflegerin, die wenig tut, genauso freundlich und herzlich Dankbarkeit und damit Bestätigung erfährt wie die engagierte, oder daß eine Pflegekraft – weil sie im Krankenhaus nur die erste Behandlungsphase erlebt, die oft die mühevollste ist – gegenüber anderen, die viel später helfen, wie z.B. bei der Nachpflege in der Sozialstation oder in der Familie, nicht wie diese den Erfolg eines langen therapeutischen Weges erntet. Das Gleichnis vom Senfkorn (Mt 13,31–32) macht deutlich, daß oft die kleinsten Dinge, z.B. ein kleines freundliches Wort, eine große psychische und soziale Frucht hervorbringen. In einer bescheidenen Handlung kann manchmal etwas Großes stecken, so daß selbst die somatische Therapie dadurch unterstützt wird.

Der qualitative Sprung aus Leid, Krankheit und Not gelingt aber nur, wenn sich alle Beteiligten bemühen, die sicher vielfältigen, wenn auch außerordentlich kleinen Sprößlinge der Lebens-Erkenntnis zu entdecken und zu hegen, aber nicht zu manipulieren. Wachstum läßt sich nicht erzwingen. Das kann bedeuten, daß manchmal auch ungutes, leidverstärkendes Unkraut bis zur endgültigen Ernte, z.B. bis zum Lebensende, nicht ausgerissen werden kann, ohne die gute Frucht zu zerstören. Erst bei der Ernte, dem Anbruch des Reiches aller gelingenden Lebensmöglichkeiten, wird man Unkraut vom Weizen trennen können.¹⁵ Unter den Bedingungen dieses Lebens gehört Unkraut zur Lebensentfaltung und Krisenüberwindung dazu.

Daß die Beziehung i. S. von Nähe, Treue, Ehrlichkeit, Menschenfreundlichkeit, Güte, Verständnis als Realitäten des Bundes Gottes mit den Menschen, die zwischen PflegerInnen und Patient/Leidenden entsteht, wächst und entfaltet werden kann, ist der Nährboden, der zu kultivieren ist. Der/die christliche/n EinzelhelferIn können durch diese Haltungen zudem Dünger, Sonne und Regen sein, damit der Same der Selbst- und Fremderkenntnis, der denkbaren Handlungsmöglichkeiten usw. wachsen kann.

Erst wenn der *Boden* kultiviert bzw. rekultiviert ist, kann das Glaubenswissen in Verbindung mit dem Lebenswissen der Menschen *als Samen* gesät werden und später als Frucht aufgehen. Synergetisch sind die dem Menschen mitgegebenen guten Lebensmöglichkeiten (i.S. der Schöpfungswirklichkeit) und die durch Christus gebrachte Lebenshilfe (i.S. der Erlösungswirklichkeit) als Lebensquelle zu erschließen. Bei all den Bemühungen im Bereiten des Lebensbodens, im Herausfinden der geeigneten Lebenssaat und der richtigen Zeit der Einsaat ist darauf zu achten, was der notleidende Einzelne selbstverantwortlich übernehmen und leisten kann. Denken wir an das Gleichnis der selbstwachsenden Saat.

Jede Schwester und jeder Pfleger trägt in dieser Weise zur Wiederauferstehung zu neuen Lebensmöglichkeiten bei.

16. *Gemeinsam unterwegs sein / Leben teilen*

Die *Lebensdiakonie* erwächst und *lebt aus der Gemeinde*.¹⁶ Der qualitative Wieder-Auferstehungs-Vorgang aus einem körperlichen Leiden mit einem irreversiblen Leidensrest ist kein Einzel-Prozeß, sondern ein gemeinschaftlicher.¹⁷ Wie jedes Wachstumsgeschehen kann auch dieses nur in einer umfassenderen Wachstumseinheit (Öko-sozialer Lebensraum, in einer Selbsthilfegruppe, gemeindlichen Basisgruppen u.a.) gelingen, stellt also – theologisch gesprochen – ein *Communio-Geschehen* dar, d. h. ereignet sich am ehesten in einer größeren Beziehungsgemeinschaft. »Keiner hofft ja für sich allein.«¹⁸ Liebe ist nur als Beziehungsgeschehen möglich. Ein christlicher Single-Glaube ist nicht möglich. Glaube setzt den Erfahrungsaustausch mit anderen voraus. Das Organ oder Glied eines Leibes gesundet am besten in einem gesunden Körper bzw. wenn der ganze Leib wieder gesund wird. Wenn ein Glied krank ist oder Not leidet, dann ist der ganze Leib betroffen (1 Kor 12,26).

Überwindung von Not, Krankheit und Leid bedeutet die *Christianisierung des gesamten* geistigen, seelischen, zwischenmenschlichen *Lebenszusammenhanges*, wie das folgende Beispiel verdeutlichen soll:

Ein LKW-Fahrer, Vater von drei Kindern, verliert bei einem Autounfall beide Beine. Lebens-, Arbeits- und Familienwelt brechen zusammen. Die ganze Lebensenergie ist gegen dieses schreckliche Ereignis gerichtet. Die Lebensphantasie ist voll belegt von diesem Unfall. Doch mit Hilfe auch der Ärzte, der Schwestern, Pfleger, des Pfarrers, einiger Freunde des LKW-Fahrers, des Sozialarbeiters, der die Rückkehr nach Zuhause vorbereitet, gelingt es dem Patienten, zu neuem Leben »wieder-aufzuerstehen«, weil alle ihm nahe und treu geblieben sind, ihren Lebensbund mit ihm nicht aufgegeben haben.

So können z. B. die Ehefrau und seine Kinder wieder an das Gutsein seines Lebens glauben, weil sie nun neu erleben, daß der Vater jetzt ganz anders Zeit für sie hat, sie mit ihm Dinge besprechen können, wie es bislang nie möglich war, und sie dies als gute Lebensmöglichkeit entdecken. Der Firmenchef kommt auf die gute Idee, den verunglückten Mitarbeiter als Pförtner einzusetzen, damit er die Kollegen, die im Lande Transporte fahren, beraten und mit ihnen Wegstrecken abklären kann. Der Fußballverein setzt ihn für die Organisation der Spiele und als Kassierer ein ... So versuchen alle – zu seinem Lebensumfeld gehörenden Personen – wieder an das Gutsein des Lebens dieses LKW-Fahrers zu glauben – trotz des unwiederbringlichen Verlustes der Beine – und praktisch zu hoffen, daß trotz allem von ihm Arbeits-, Lebens- und Freizeitimpulse ausgehen, und gemeinsam mit ihm das Schicksal liebevoll anzunehmen.

Dieses Beispiel erhellt, wie aus einem wiedergewonnenen Lebens-Ur-

vertrauen, d.h. durch ein Glauben, Hoffen und Lieben in Nähe und Treue vieler Mitleidender, ein Wieder-Auferstehen zu neuen Lebensmöglichkeiten sich ereignet. Nur dadurch konnten sich Lebensenergie und Lebensphantasie wieder lebensvoll entwickeln.

Christo-logische Lebensdiakonie ist Basal-Therapie, die das gebrochene Lebens-Urvertrauen wieder neu konfirmiert, d.h. den Lebensboden, das Lebensmilieu, in dem das Leben eines jeden Menschen wurzelt und aus dem es geistig, seelisch und zwischenmenschlich lebt, rekultiviert. Ohne Kultivierung des Lebensmilieus sind kein gelingendes, d.h. gesundes, Leben und kein helfendes Heilen möglich. Bleibt der Lebensboden durch Leid kontaminiert, dann verdorren bzw. sterben Weizenähren ab, dann ist das Leben zu Ende.

Dies alles kann ohne eine christo-logische, d.h. christliche Verdeutlichung geschehen. Aber, wie die kognitionspsychologischen Erkenntnisse zeigen, läßt sich diese »Wirk«-lichkeit durch eine kognitive Deutung, Bewertung und Sinngebung entscheidend optimieren. Die Kraft des Glaubens ist auch ohne Worte als Beziehungsgeschehen (*fides qua creditur*) präsent, kann aber durch den inhaltlichen Glauben (*fides quae creditur*) wesentlich verstärkt, unterstützt, vertieft und verdeutlicht werden. Ersteres gelingt nur, wenn es als Beziehung zu Jesus Christus gepflegt wurde, und letzteres nur, wenn Leidende, Mitleidende und HelferInnen zu solchen inhaltlichen Entdeckungen befähigt wurden.

17. Aus der Kraft des gemeinsamen Glaubens

Das christliche Lebenswissen muß sich im Leben nicht nur immer wieder bewähren, sondern ist immer wieder neu zu inspirieren und zu kultivieren. So setzt caritative Lebensdiakonie ein communiales Vernetztsein voraus. Es bedarf der inhaltlichen und theologischen Bestärkung durch die Glaubenserfahrungen derer, die den heutigen Menschen im Glauben vorangegangen sind, wie sie uns z. B. in der Bibel begegnen und wie es uns durch die Begegnung mit vom Glauben, Hoffen und Lieben erfüllter Mitchristen geschenkt werden kann. Vertiefend wirkt ferner die theologische Reflexion dieser Erfahrungen und ihrer Hintergründe. All das heißt, den *Glauben* bestärken, firmen, *konfirmieren*.

Im Blick auf diese lebendige Glaubenskraft (*fides qua creditur*) müssen sich die leidenden wie helfenden Christen wie die klugen Jungfrauen verhalten und Öl, d.h. Licht und damit Lebensressourcen i. S. von Glaube, Hoffnung und Liebe für das Durchstehen der dunklen und bedrohlichen Nächte mitnehmen, sonst sind die HelferInnen, wie die törichten Jungfrauen, schnell ausgebrannt (*burnout*) und ihre Hilfe wird verlöschen, be-

vor der ersehnte Lebensbringer machtvoll erscheint. Gefordert ist also, rechtzeitig die genannten spirituellen Quellen für die angedeutete caritative Lebensdiakonie zu kultivieren, um Vorrat, d. h. Kraftreserven zu haben.

»Leben und Tod lege ich dir vor, Segen und Fluch. Wähle also das Leben, damit du lebst, du und deine Nachkommen« (Dtn 30,19).

Diese Thesen wollten deutlich machen, wie zum einen authentisches Leben aus dem Glauben – auf das wir heute alle Kraft zu legen haben – durch christo-logische Diakonie an den leidenden Menschen unserer Lebensräume und unserer Zeit den Anbruch des Reiches Gottes erfahrbar machen kann, und wie zum anderen sich in allen spezifischen Fachdiensten sozial-caritativer Diakonie stets auch ein theo-logischer bzw. soterio-logischer Grunddienst des Helfens sich ereignet, wenn er sich christo-logisch versteht und in dieser Weise innerhalb und außerhalb der kirchlichen Verbandscharitas gelebt wird.¹⁹

ANMERKUNGEN

1 Dies könnte dem entsprechen, was die Theologie als »fides quae creditur« bzw. als »fides qua creditur«, d. h. als Glaubensinhalt bzw. als Glaubensakt unterscheidet und was kommunikations- und interaktions-psychologisch dem Inhaltsaspekt und dem Beziehungsaspekt von Kommunikation und Interaktion entspricht. Vgl. P. Watzlawick u. a., *Menschliche Kommunikation – Formen, Störungen, Paradoxien*. Bern ⁸1990.

2 Die Überlegungen basieren auf der Struktur-Analogik: Christus – Mensch, im Sinne des Johannes-Evangeliums: »Wie du, Vater, in mir bist und ich in dir bin, sollen auch sie in uns sein« (Joh 17,21), so wie das II. Vatikanum diese Stelle versteht, wenn es »eine gewisse Ähnlichkeit« zwischen dem Handeln Gottes und der Menschen »in der Wahrheit und der Liebe« feststellt (vgl. II. Vatikanum, Pastoralkonstitution *Gaudium et Spes* Nr. 24). Der Wahrheit entspricht das Kennen der Inhalte der Lebensmöglichkeiten, der Liebe das Gelingen der Lebensbeziehungen. Dem sind wieder »fides quae creditur« und »fides qua creditur« stuktur-analog. Vgl. H. Pompey, *Beziehungstheologie*, in: *LthK* ³1994, Bd. 2, S. 358–359.

3 Die Liebe also, die den Armen herzigt, d. h. b-arm-herzig.

4 Vgl. Ch. Zwingmann, *Religiosität und Lebenszufriedenheit – Empirische Untersuchungen unter besonderer Berücksichtigung der religiösen Orientierung*. Regensburg 1991.

5 Für die Bewältigung einer Krankheit und die Begleitung eines Leidenden aus der Kraft des Glaubens ist die Unterscheidung einer »subjektiven« und »objektiven« Ebene der Krankheit und der Leidsituation nicht so entscheidend. Die ganzheitliche Sicht der Krankheit hat Vorrang (vgl. H. Pompey, *Ganzheitlich Helfen und Heilen. Eine Perspektive des seelsorglich-caritativen Dienstes für kranke Menschen*, in: *Würzburger Diözesan-Geschichtsblätter* 50 (1988), S. 443–459). Die subjektive Dimension einer Krankheit, einer psychosozialen Notlage ist menschlich oft relevanter und erlebnismäßig bedeutsamer als der objektive, der menschlich-pathologische Befund bzw. die psycho-soziale Person- und Situationsdiagnose.

6 Die Bedeutsamkeit der Transzendenz in Lebenskontingenzsituationen im Zusammenhang mit der helfenden Begleitung wurde von Th. Leyener, *Konkrete Kontingenz – zur Theorie einer wachstumsorientierten seelsorglichen Begleitung der Kontingenzerfahrung in Grenzsituationen*. Frankfurt 1988, erarbeitet.

7 Vgl. cbs. 1 Thess 5,10; Röm 5,10.17; 1 Joh 3,14.

8 Das »Hinabgestiegen in das Reich des Todes« ist als Ikone das eigentliche Osterbild der orthodoxen und der katholischen Kirche des byzantinischen Ritus. Auch im Abendland wird erst im 11. Jahrhundert das *Resurrectio*-Bild üblich. Ebenfalls ist in der Hymnographie der byzantinischen Liturgie dieses Thema zentral. Von Romanos, dem Meloden, wird im 6. Jahrhundert das *Anastasis*-Thema wie folgt besungen: »Stiegst du auch hernieden zum Grabe, Unsterblicher, so vernichtetest du doch des Hades Gewalt ... Gabst deinen Aposteln den Frieden, den Gefallenen aber die Auferstehung«; vgl. H.J. Schulz, Erlösungsbotschaft als Bild – Die Ikone von Kreuz, Auferstehung und Herrenmahl. Sonderheft der Zeitschrift *Der christliche Osten*. Würzburg 1981/82, S. 3–5.

9 Als eigentlich zu fürchtende Größe galt im alten Israel nicht der Tod, der als natürliche Gegebenheit am Ende eines jeden Lebens stand, sondern der Zustand von Beziehungslosigkeit und Vergessensein im Leben.

10 Im Blick auf die caritativ-helfende Zuwendung sei auf folgende biblische Symbolik hingewiesen: Der Jünger, der der Jünger der Liebe (d. h. der Caritas) genannt wird: Johannes (als Repräsentant von *fides qua creditur*), erlebt unter dem Kreuz den Tod Jesu, sieht das leere Grab und glaubt an den Auferstandenen. Er wartet, bis der Jünger, der der Repräsentant des expliziten Glaubens der Kirche ist: Petrus (Repräsentant von *fides quae creditur*), kommt, damit dieser die Auferstehung zu neuem Leben verkünden kann. Caritas als gelebter, handfest erfahrbare Glaube bereitet den Weg für den verkündeten, reflektierten Glauben.

11 Angemerkt sei: Treue ist die heil-volle Verdichtung der Zeit-Dimension unserer irdischen Existenz und Nähe die heil-volle Verdichtung der Raum-Dimension unserer irdischen Existenz.

12 Vgl. das »Dekret über das Laienapostolat« des Zweiten Vatikanischen Konzils Nr. 3: »Das Apostolat verwirklicht sich in Glaube, Hoffnung und Liebe, die der Heilige Geist in den Herzen aller Glieder der Kirche ausgießt«, in: K. Rahner/H. Vorgrimler, Kleines Konzilskompendium. Freiburg ²³1991, S. 391.

13 Vgl. diese Thematik Lk 14,25–33, wo die Lebensnachfolge deutlich an das Verlassen gewachsener Lebensbeziehungen, des eigenen Lebens, des Besitzes usw. gebunden wird.

14 Vgl. G. Goblirsch, Ein Buch über die zweite Geburt, in: *ADAC Motorwelt* 3/89, S. 124–125.

15 Vgl. das Gleichnis von der gleichwachsenden Saat (Mt 13,24–30).

16 Zum not-wendigen communalen Bezug des Helfens und Befreiens vgl. H. Pompey, Die »Soziale Pastoral« der Dritten Welt als Herausforderung für das diakonisch-caritative Engagement einer Gemeinde, in: G. Biemer u. a. (Hrsg.), *Gemeinsam Kirche sein – Festschrift der Theologischen Fakultät der Universität Freiburg i. Br. für Erzbischof Dr. Oskar Saier*. Freiburg 1992, S. 410–442.

17 Das zweite Vatikanum hebt in seiner dogmatischen Konstitution *Lumen Gentium* Nr. 9 hervor: »Gott hat es aber gefallen, die Menschen nicht einzeln, unabhängig von aller wechselseitigen Verbindung, zu heiligen und zu retten, sondern sie zu einem Volke zu machen, das ihn in Wahrheit anerkennen und ihm in Heiligkeit dienen soll«, in: K. Rahner/H. Vorgrimler, a.a.O., S. 132.

18 Synodenbeschluss: Unsere Hoffnung, in: *Gemeinsame Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland*. Offizielle Gesamtausgabe durch I.L. Bertsch u. a. (Hrsg.). Freiburg 1976, S. 99.

19 Die Not-wendigkeit des Glaubens für eine christliche Diakonie bzw. eine christologische Spiritualität des konkreten Helfens, Pflegens und Heilens wird von verschiedenen deutschen Pastoraltheologen im Blick auf die verbandlich organisierte Caritas abgelehnt bzw. als irrelevant angesehen, vgl. entsprechende Beiträge in: DCV (Hrsg.), *Zeit für ein Leitbild*. Freiburg 1994.